

Nach seinem Namen, liebe Gemeinde, sind auch wir genannt. Wir sind die Seinen. In dem, was uns widerfährt, steht Gott selbst auf dem Spiel. Dass Gott sich selbst treu ist, das ist die letzte Grundlage aller Hoffnung. Daran lasst uns festhalten, wie es die vor uns es vorgelebt haben. Wenn wir uns durch die Dürre des Leids, des Schmerzes und der Verzweiflung in eigenen Leben quälen und schwanken wie Verdürstende. Um seines Namens willen, weil er selbst in dem, was uns widerfährt, auf dem Spiel steht, deswegen wird all das das letzte Wort in unserem Leben nicht haben. Denn unser Gott lebt, und wir sollen auch leben.

Daran lasst uns festhalten. In Momenten der wortlosen Einsamkeit, in Momenten, in denen einer der anderen durch die Zeit der Dürre begleitet, und nicht zuletzt angesichts all der Ereignisse, mit denen wir gemeinsam ungläubig und voller Sorgen konfrontiert sind.

Um seines Namens willen sehen wir einer Zukunft entgegen, in der wir, vielleicht noch mit unsicherer Stimme, vorsichtig, tastend, werden mit einstimmen können in die Worte, die über dem heutigen Tag stehen: Von seiner Güte haben wir genommen Gnade um Gnade. Amen

Die Gnade Gottes unseres Vaters und die Liebe Jesu Christi und die Gemeinschaft des Heiligen Geistes sei mit euch allen. Amen

Liebe Gemeinde,

ein Wort der Mutter, und das Fest ist gerettet. Die drohende Weinknappheit ist abgewendet, das Wunder nimmt seinen Lauf. In sechs randvoll gefüllten Krüge verwandelt Jesus das Wasser zu Wein. Das Fest kann weitergehen. Lachen, Tanzen, ungestörte Hochzeitsfeierlaune.

Davon erzählt das Evangelium. Der Predigttext aus dem Buch Jeremia führt uns jäh in eine ganz andere Stimmungslage. Ich lese aus dem 14. Kapitel. Da heißt es:

Dies ist das Wort, das der HERR zu Jeremia sagte über die große Dürre: Juda liegt jämmerlich da, seine Städte verschmachten. Sie sinken trauernd zu Boden, und Jerusalems Wehklage steigt empor. Die Großen schicken ihre Diener nach Wasser; aber wenn sie zum Brunnen kommen, finden sie kein Wasser und bringen ihre Gefäße leer zurück. Sie sind traurig und betrübt und verhüllen ihre Häupter. Die Erde ist rissig, weil es nicht regnet auf das Land. Darum sind die Ackerleute traurig und verhüllen ihre Häupter. Selbst die Hirschkühe, die auf dem Felde werfen, verlassen die Jungen, weil kein Gras wächst. Die Wildesel stehen auf den kahlen Höhen und schnappen nach Luft wie die Schakale; ihre Augen erloschen, weil nichts Grünes wächst.

Ach, HERR, wenn unsre Sünden uns verklagen, so hilf doch um deines Namens willen! Denn unser Ungehorsam ist groß, womit wir wider dich gesündigt haben. Du bist der Trost Israels und sein Nothelfer. Warum stellst du dich, als wärst du ein Fremdling im Lande und ein Wanderer, der nur über Nacht bleibt? Warum bist du wie einer, der verzagt ist, und wie ein Held, der nicht helfen kann? Du bist ja doch unter uns, HERR, und wir heißen nach deinem Namen; verlass uns nicht!

Soweit diese Worte aus dem Buch des Propheten. Sie zeichnen ein bedrückendes Bild. Es regnet nicht mehr. Die Flüsse ausgetrocknet, die Brunnen leer. Bauern wissen nicht mehr, wie sie ihre Felder bestellen sollen. Die Tiere leiden. Wildesel und Hirschkühe sind die widerstandsfähigsten. Wo andere Tiere schon verenden, halten sie noch aus. Doch die Dürre ist gnadenlos. Die Muttertiere verlassen ihre Jungen, die Augen der Esel erloschen.

Es drängen sich Bilder aus der Gegenwart in den Sinn. Weltweit regnet es immer weniger, werden Dürrekatastrophen häufiger. Das abgelaufene Jahr hat es in der Hitliste der wärmsten jemals gemessenen Jahre auf dem dritten Platz gebracht. Die ersten beiden Plätze belegen 2024 und 2023.

Neben dem Leiden am ausbleibenden Regen verbindet uns mit den Menschen damals noch eine zweites: nämlich die Vermutung, wir seien daran selbst schuld.

Freilich wussten, die vor zweieinhalbtausend Jahren diese verzweifelte Klage vor Gott brachten, noch nichts vom Klimawandel durch zu viel CO2 in der Luft. Die eigenen Schuld wöhnten sie anderswo. Vom Ungehorsam lesen wir. Aber worin der genau bestanden hat, erfahren wir nicht. Es wirkt, als wüssten die Beter das selbst nicht. Neben der äußersten Dürre wird die Frage zur zweiten Qual: was ist da falsch gelaufen zwischen uns und unserem Gott? Und der Zustand der Umwelt wird den Verzweifelten zum Spiegel ihre eigenen Seele, die dürrst, ja nahezu verdürstet, weil Gott auf einmal nicht mehr da ist, die Bitten, Klagen und Schreie ungehört zu verhallen scheinen.

Mir geht das nahe, denn ich kenne das. Vergleichbares habe ich erlebt, schon lange ist es her, aber es hat sich mir in die Erinnerung eingegraben. Meine Mutter konnte nicht gut mit mir streiten, als ich Kind war. Da gab es diese Tage des Schweigens. Irgendetwas hatte ich wohl falsch gemacht und meine Mutter sprach nicht mehr. Aber was? Mal hatte ich eine Vermutung, mal nicht. Fragen blieben ohne Antwort, die Versuche, durch freiwilliges Rasenmähen oder das Aufräumen des Zimmers die Stimmung im Haus aufzuhellen, scheiterten. Die einzige Person, die da etwas ändern hätte können, war noch nicht bereit dazu. Furchtbare Tage immer wieder.

Ich wünsche es Ihnen nicht, aber ich glaube, viele haben ähnliche Erfahrungen gemacht. In der eigenen Familie, im Freundeskreis oder, und das gab es zur Zeit meiner Kindheit noch nicht, auf einer der Plattformen, in denen wir im Internet unterwegs sind. Da gibt es für das Phänomen, dass einer, dem man sich nahe erwähnte, auf einmal nicht mehr spricht, nicht mehr schreibt, nicht mehr reagiert auf irgendwelche Versuche, den Kontakt wieder herzustellen, ein eigenes Wort. „Ghosting“ nennt sich das, da steckt das englische Wort für Gespenst drin: „ghost“ Wie ein Spuk verschwindet da jemand völlig unerklärlich aus dem Leben eines anderen.

Das führt die Seele in die Dürre. Es verletzt, verunsichert, es erschüttert das eigene Selbstwertgefühl. Es bürdet für neue Beziehungen eine große Hypothek auf: die Angst, es könnte wieder passieren, macht es für manche schier unmöglich, sich auf neue Beziehungen einzulassen.

In heutiger Sprache gesprochen kann man wohl sagen: die da mit ihrer Klage den Himmel schreien, fühlen sich von Gott geghostet. Ihr Rufen und ihr Schreien bleibt ohne Antwort. Als wäre Gott ein Wanderer, der über Nacht weitergezogen ist.

Wie weit ist diese Klage weg von der Freude der Hochzeitgesellschaft vorhin im Evangelium. Glücklich der, dem ein solches Wunder zuteil wird: dass die Dürre der eigenen Seele so im Handumdrehen ein Ende findet. Aber häufig währen Dürren lange.

Und mitunter enden sie zu spät. Als Gott den Klagenden bei Jeremia letztlich antwortet, da wird deutlich: es wird keine Rettung geben, das Unheil, dass im Anmarsch ist, wird Gott nicht abwenden. Ja: Gott kündigt an, er selbst werde es sein der sein Volk durch „vielerlei Plagen“ strafen werde.

Den strafenden Gott, liebe Gemeinde, den versteh ich nicht und den mag ich nicht. Aber auch davon erzählt die Bibel. Von dieser dunklen Seite Gottes, seiner Abwesenheit, seiner Fähigkeit, auch Böses zu wirken. Immer wieder haben Menschen in dem, was ihnen widerfahren ist, Gott so erfahren. Auch wenn das so gar nicht passen will zum lieben Jesuskind in der Krippe.

Da hadere nicht nur ich. Dietrich Bonhoeffer, ein Mann vieler mutiger und klarer Worte, hat auch mit Kritik an den Christen und der Kirche seiner Zeit nicht gespart. Seine Kritik lautet: wir würden zu gern billige Gnade verkaufen und einkaufen. Einen lieben Gott predigen und glauben, der einem die Wünsche erfüllt, wenn man sie nur fromm genug vorträgt. Der macht, dass alles wieder gut ist, wenn man etwas getan hat, das man bereut. Auch wenn da etwas nicht wieder gut zu machen ist.

Bonhoeffer meint: nicht mit der billigen, sondern mit der teuren Gnade Gottes sollten wir rechnen. Mit der, in der Gott seine Freiheit bewahrt, die ihn nicht zu einem Wunscherfüllungsautomaten degradiert, sondern es ernst meint, das wir beten: dein Wille geschehe. Und zur Wahrheit gehört es auch, dass der Weg zur Gnade ein steiniger sein kann. Ein langer, der durch Dürren führt.

Ich denke an einen lieben Menschen, dessen Leidensgeschichte vor vier oder fünf Jahren begonnen hat. Eine Coronainfektion, nach der er nicht mehr richtig auf die Beine gekommen, aller Energie und Kreativität zum trotz, mit der er darum gekämpft, wieder zurück ins alte Leben zu finden. Jetzt kämpft er mit den Behörden. Er sei doch gar nicht krank, er wolle nur nicht arbeiten. Und Gott? Funkstille. Der eigene Glaube, das eigene Gottvertrauen, das waren ihm Kraftquellen gewesen. Jetzt ist die Quelle ausgetrocknet.

Und da ist die Dame, die seit einer Weile das Mittagsgebet besucht. Eine Viertelstunde gemeinsam beten, singen. Eigentlich – aber sie bleibt stumm. Ich kenne ihre Geschichte, es beutelt sie seit einer Weile sehr in ihrem Leben. Fragen, die ohne Antwort bleiben, Schmerzen, die die Kraft rauben. Sie kommt ins Gebet - ihre Mine ist unbewegt. Sie sucht die Begegnung, aber sie findet sie nicht. Gott? Schweigt, und sie schweigt klagend, vielleicht anklagend zurück.

Ganz ohne Worte kommt sie hierher, aber sie kommt. Sie ringt und hält fest an ihrem Gott, ohne dass ihr diese Beziehung gerade die Kraft spendet, die sie bräuchte. Das haben die beiden gemeinsam. Und es verbindet sie mit denen, die gebetet haben, was uns der Prophet Jeremia überliefert hat. Auch wenn Gott sich verborgen hält während das Land vertrocknet, auch wenn er sich verhält wie ein Held, der nicht helfen will, oder wie ein Wanderer, der weitergezogen ist – die Klagenden halten fest an dem, was ihnen geblieben ist: "Wir heißen doch nach deinem Namen! Verlass uns nicht!"

Mich fasziniert dieses störrische Vertrauen, dass allen Erfahrungen zum Trotz die fast nicht mehr vorhandene Beziehung einfach nicht abreißen lassen will. Mich fasziniert die Sturheit, die die Hoffnung einfach nicht aufgeben will.